

Was ist ein Diskurs?

Zu Michel Foucaults Versprechen, »mehr« ans Licht zu bringen *

Dominik Schrage

Wie kann das Konzept Diskurs im Rahmen sozialwissenschaftlicher Untersuchungen so eingesetzt werden, dass eine Diskurs-Analyse sich von anderen Herangehensweisen signifikant unterscheidet – etwas sichtbar macht, was jene nicht sehen? So möchte ich die Frage, was ein Diskurs denn sei, konkretisieren, um Michel Foucaults Diskurskonzeption daran zu profilieren. Einzelne Argumentationen aus seiner »Archäologie des Wissens« sollen hierzu herangezogen werden. Dabei möchte ich weniger die Praktikabilität einer daraus abgeleiteten Methode befragen oder Hinweise zu ihrer Optimierung geben. Stattdessen soll Foucaults Versprechen, dass das Konzept Diskurs »mehr« sichtbar mache, auf seine Konsequenzen für Operationalisierungsfragen hin untersucht werden.

Die Frage nach dem gewinnbringenden Einsatz des Konzepts Diskurs setzt zunächst voraus, dass sein Gehalt, seine Stellung in einer Diskurstheorie, dass die Untersuchungsweise und -richtung einer solchen Diskursanalyse wenn nicht vollständig geklärt, so doch ortbar und verortbar ist. Gerade die Konjunktur des Wortes Diskurs macht eine solche Verortung nötig, und wenn sie auch vorerst nur darin bestünde festzuhalten, dass es hier um Foucaults und nicht um Habermas' Diskursbegriff gehen soll – dass ein Diskurs in diesem Sinne etwas anderes ist als eine Kommunikationsform, dass der Einsatz dieses Konzeptes auf keine ethische Dimension abzielt und dass Öffentlichkeit für Foucaults Diskursbegriff keine zentrale Bezugsgröße ist. Peter Schöttler schlägt folgende Faustregel vor, um aus der Menge der »Diskurs«-Äußerungen diejenigen annäherungsweise herauszufiltern, die sich in den Kontext einer solchermaßen verortbaren Konzeption von Diskursanalyse stellen: »Immer, wenn das Wort Diskurs in Verbindung mit den Präpositionen ›über‹, ›um‹, ›an‹ oder ›zu‹ auftritt (oder auftreten könnte), hat der Autor oder die Autorin nicht Foucault im Hinterkopf, sondern Habermas – und oft nicht einmal den.«¹

* Erstdruck in: Hannelore Bublitz, Andrea D. Bührmann, Christine Hanke, Andrea Seier (Hrsg.): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, Frankfurt a.M. (Campus) 1999, S. 63-74. Hier seitenkonkordant.

¹ Schöttler 1997, S. 141.

Das Konzept Diskurs, wie es Michel Foucaults Einsatz in der »Archäologie des Wissens« darstellt, bedeutet mehr als die Bezeichnung einer Sache, über die gesprochen oder geschrieben wird: »Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses *mehr* macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses *mehr* muss man ans Licht bringen und beschreiben.«²² Dieses Versprechen Foucaults möchte ich darauf hin untersuchen, woher denn das »mehr« kommt und wodurch es ermöglicht wird — weniger in Hinblick darauf, ob es eingelöst wird oder überhaupt einlösbar ist. In der »Archäologie des Wissens« — deren Argumentationen ich hier nutzen möchte — tritt Diskurs in Verbindung mit den Konzepten Aussage und diskursive Formation auf. In den späteren Schriften müsste Diskurs im Zusammenhang mit dem Dispositiv und dem Wissen/Macht-Komplex untersucht werden. Im Vergleich zur »Archäologie des Wissens« hat sich dort konzeptuell einiges verändert, worauf ich mich hier aber nicht beziehe.

Diskursanalyse: Methode oder Methoden-Kritik?

Woher dieses »mehr« kommt, das Diskursanalyse zu sehen verspricht, dafür scheint es mir zunächst zwei Optionen zu geben: Die Option Verfahren-Anwendung, die den analytischen Mehrwert in einer *Methode Diskursanalyse* lokalisiert, und die Option *Methoden-Kritik*, die diesen Mehrwert in der Dekonstruktion tradierter methodischer Vorverständnisse zu erreichen sucht. Ist Diskursanalyse ein generalisierbares methodisches *Verfahren*, welches mittels eines ausgeklügelten Arrangements von Konzepten und Regeln dem Material durch *Anwendung* ein »mehr« abringt? Oder sind die Konzepte Diskurs, Aussage und diskursive Formation Ergebnis von Kritiken tradierter Kategorien historischer Forschung, Ergebnisse von Positionierungen, von Abgrenzungen und Vergewisserungen, welche weniger ein Set anwendbarer Verfahren bereitstellen, als dass sie auf Optionen, strategische Möglichkeiten und Fallen in der konkreten Untersuchungspraxis verweisen?

Dies zu entscheiden ist wichtig in Bezug auf die Frage danach, was ein Diskurs ist: Gibt es vorab objektive Kriterien dafür, einer Gruppe sprachlicher Performanzen den Status eines Diskurses zuzusprechen, so dass aufgrund dieser Kriterien historisches Quellenmaterial diskursanalytisch eingele-

² Foucault 1981. S. 74. Alle Seitenzahlen im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

sen und verarbeitet werden könnte? Dies würde die Frage nach dem Diskurs in der Tat definitiv klären lassen.

Foucault führt einige Kriterien für Aussagen, aus welchen bei ihm wiederum der Diskurs besteht, auf (vgl. S. 156); diese Kriterien beziehen sich aber *nicht* auf die *Art* der »sprachlichen Performanzen«, die zu untersuchen sind, sondern auf die *Beziehungen*, die eine Reihe von Zeichen im Feld ihres Erscheinens zur Aussage machen. Die Regelmäßigkeit, mit der die Aussagen im diskursiven Feld erscheinen, soll als zu diesem Feld gehörig aufgefasst werden. Insofern haben die Formationsregeln nicht den Status allgemeiner Strukturmerkmale »des Diskursiven« — gerade in der Sichtbarmachung der besonderen Regelmäßigkeit des je einzelnen Untersuchungsfeldes besteht stattdessen die *Individualisierung der spezifischen diskursiven Formation* (vgl. S. 58 u. S. 67): ihre Analyse. Die Überlegungen in der »Archäologie des Wissens« sind aus dieser Perspektive weniger methodische Durchführungsrichtlinien für die Materialverarbeitung als Positionierungen im theoretischen Feld, Kritik an der Kontinuität stiftenden Funktion solcher methodischen Aprioris. Das heißt nicht, dass diese Analyse von Diskursen keinen Anspruch hätte, systematisch zu sein. Nur liegt dieser abseits von »Formalisierung und Interpretation«³ bzw. von »Strukturalismus und Hermeneutik«⁴: Die Systematizität diskursanalytischen Vorgehens bezieht sich weder auf das strukturelle, allem unterliegende Gitternetz der Formalisierung noch auf die Verfahren der Interpretation tieferliegenden Sinns.

Es soll vielmehr die Regelmäßigkeit der Diskurse selbst dadurch sichtbar werden, dass der Transfer von sinngebenden und ordnungstiftenden Kontinuitäten aus methodischen Aprioris unterbunden wird: Das Konzept Diskurs ›bedeutet‹ so, dass es weder bedeutet noch strukturiert. Die *Ordnung* des Diskurses ergibt sich in dieser Distanzierungsstrategie als Regelmäßigkeit der ›Sache selbst‹.

Systematische Wendung des Blicks

Dies hat Konsequenzen für die Anwendung des Konzepts Diskurs: Der zu untersuchende diskursive Raum soll als diskontinuierlicher Raum — d.h. ohne methodische Kontinuierungsversuche — ›stengelassen‹ werden. Die Konzepte Diskurs, Aussage und diskursive Formation erhalten zwar eine ›metho-

³ Vgl. Waldenfels 1986.

⁴ Vgl. Dreyfus / Rabinow 1987.

dische« Funktion. Diese ist aber nicht viel mehr als die eines Artikulationswerkzeugs, durch das die Regelmäßigkeiten der Aussagen, des Diskurses, der diskursiven Formation sichtbar werden sollen. »Methode« ist hier also kein Interpretations- oder Formalisierungsverfahren, sondern der Versuch, einer »Wendung des Blicks und der Haltung« (S. 161) Systematik zu verleihen. Was im spezifischen Fall als Diskurs individualisiert wird, entfaltet erst unter den Bedingungen dieser systematischen Suspendierung tradierter Beschreibungskategorien seine je spezifische Regelmäßigkeit.

Innerhalb dieser Kategorien macht sich das »anthropologische Thema« geltend: Dem Versprechen der kritisierten, innerhalb dieses Themas agierenden Methoden – nämlich die »synthetische Aktivität des Subjekts« (S. 26) zu garantieren – setzt Foucault sein auf die Befreiung von diesem anthropologischen Thema abzielendes Versprechen entgegen. Die Abgrenzung von tradierter Geschichtsschreibung und ihrer Verdopplung im Transzendentalen und im Empirischen, das Ausbrechen aus dem anthropologischen Thema soll die Möglichkeit schaffen, mehr zu sehen als die sich an den »anthropologischen Zwänge(n)« (S. 27) abarbeitenden Humanwissenschaften. Die Archäologie grenzt sich dabei nicht als »wahrere Methode« von konkurrierenden Ansätzen ab: Wie die Frage nach der Wahrheit für Foucault bezüglich der untersuchten Diskurse irrelevant ist, so situiert sich auch das »mehr« seines Versprechens jenseits der konkurrierenden Wahrheitsansprüche von Anthropologien und Formalismen.

»(Dieser Text) ist die Definition eines besonderen Standortes durch die Außerlichkeiten seiner Nachbarschaften: das heißt – statt die anderen zum Schweigen zu bringen, indem man vorgibt, dass ihre Worte nichtig sind – versucht (man), jenen weißen Raum zu definieren, von dem aus ich spreche (...)« (S. 30)

Die Gründung eines systematischen, operationalisierten Verfahrens, beruhend auf möglicherweise erschöpfender Kenntnis der Regeln »des Diskursiven«, hieße, das kritische Potential einer Diskursanalyse aufzugeben, die beansprucht, ihren eigenen Prämissen keine überhistorische Geltung zukommen zu lassen.⁵ Deshalb kann ich auch folgenden Satz nur ironisch lesen: »Wenn

⁵ »Der Boden, auf dem sie ruht, ist der von ihr entdeckte. (...) (Foucaults bisherige Untersuchungen entdeckten) den Punkt ihrer historischen Möglichkeit.« (S. 28) Zusammen mit der sich durch den Text ziehenden Abwehr der »Termini kultureller Totalität« (S. 29) verweisen diese Sätze auf die Ausstiegsmöglichkeit aus der transzendental-empirischen Doppelstruktur der Humanwissenschaften: Sie liegt für Foucault in der Markierung der eigenen Prämissen als diskursive Formationen zugehörig, in der Reflexion auf die ständig präsente Historisierbarkeit des eigenen Standpunkts.

schließlich der Tag zur Theoriegründung gekommen sein wird, wird es nötig sein, eine deduktive Ordnung zu definieren.« (S. 169)

Das Versprechen der Sichtbarmachung des »Verstellten« erscheint so als ein vom »anthropologischen Thema« befreiter Hinweis auf die Vorzüge des archäologischen Projekts. Es geht Foucault nicht darum, eine »wahre« Theorie »des Diskursiven« zu entwickeln, die die Ideengeschichte, den Strukturalismus, die Hermeneutik etc. als falsch demaskiert, indem das Konzept Diskurs mit tradierten Begriffen und Methoden auf gleicher Ebene konkurriert. Der »weiße Raum«, von dem aus Foucault zu sprechen beansprucht, liegt jenseits wahrheitsgebundener Geltung und soll eben dadurch die historisierende Untersuchung von Wahrheitseffekten ermöglichen: eine »Geschichte der Wahrheit«.⁶

Strategien einer neuen Position theoretischen Sprechens

Diesen neuen Ort des Sprechens zu konstruieren, von dem aus »mehr« sichtbar ist, ist der methodische Einsatz des Projekts. Diskurs ist hier auf der Ebene der *Anwendung* zunächst nicht mehr als ein in sich bedeutungsloser Begriff, Platzhalter für die spezifische Regelmäßigkeit des untersuchten Materials. Als *theoretisches Konzept* bestimmt sich Diskurs über die Abgrenzung von seinen »Nachbarschaften« – von Ideengeschichte, Linguistik, Hermeneutik etc. Diskursanalyse ist in diesem Sinne eine Perspektive, ein Versuch, eine neuartige Position des theoretischen Sprechens zu konstruieren, eher Reflexion auf Ordnungsprobleme in der Praxis der Untersuchung als Ordnungsmethode empirischen Materials, ein Versuch, die Diskontinuitäten des spezifischen diskursiven Raums auf ihre Regelmäßigkeit hin zu untersuchen, und kein Weg, aus diesem Raum allgemeine Regeln »des Diskursiven« abzuleiten.

Anstatt auf eine Methode im kritisierten Sinn zurückzugreifen, klärt eine Diskurs-Untersuchung die Frage »Was ist ein Diskurs?« am jeweiligen Gegenstand. Dazu muss sie sich einer Reihe von Fragen stellen, aufgrund derer das Projekt in der Konfrontation mit dem Material formuliert wird. In Bezug auf das Konzept Diskurs ist die Frage nach der Regionalität der Untersuchung von besonderer Bedeutung – sie ist eine strategische Entscheidung.

⁶ Foucault 1989, S. 13.

- Untersuche ich große Felder von Aussagen in einem langen Zeitabschnitt (z.B. »Wahrheitsdiskurse« von den Griechen bis heute)? Oder gilt die Untersuchung relativ kleinen Bereichen in einer relativ kurzen Zeitspanne (z.B. dem Diskurs pränataler Prävention zwischen 1987 und 1997)?
- Untersuche ich einen relativ komplexen Zusammenhang, der in sich mehrfach verworfen ist (z.B. den Sexualitätsdiskurs von der Beichte bis zur Talkshow)? Oder einen weniger komplexen (wie den Diskurs, in dem das Radio ab den 20er Jahren als Diskursgegenstand in Erscheinung tritt und neuartige Vorstellungen zur Steuerung und Orientierung in Gesellschaft artikulierte)?
- Gehen Fragen nach Institutionen und Praktiken in die Untersuchung ein? Oder beschränke ich mich auf schriftliche Äußerungen von Wissenschaftlern in einem spezialisierten Bereich?
- Geht die Untersuchung rein diskursanalytisch vor oder hat die diskursanalytische Perspektive eine Funktion neben anderen?

Eine solche Fokussierung ist nicht zu umgehen, schließlich ist es weder möglich, sämtliche Zeugnisse eines solchen Bereiches erschöpfend auszuwerten, noch sind die Grenzen des Diskurses anders als durch eine solche Blende zu ziehen. Das diesen vielleicht möglichen Untersuchungen Gemeinsame wäre die Verwendung eines Konzepts von Diskurs, welches die Verbindung der Analyse zu dem, was ausgesagt wird, aussetzt. Die Frage, ob diese oder jene Aussage über die Möglichkeiten, z.B. die Radiotechnologie zur Gesellschaftsverbesserung einzusetzen, stimmig, adäquat, reaktionär, fortschrittlich, machbar oder undurchführbar ist, interessiert nicht. Was interessiert, ist das Feld, in dem diese und andere Aussagen dazu auftauchen, daraufhin zu untersuchen, welche diskursiven (und nichtdiskursiven) Praktiken wie, wann, von wo aus und auf was hin z.B. den Diskursgegenstand Radio hervorgebracht haben.⁷ Radio wird so als ein »Gegenstand« kenntlich gemacht, der innerhalb einer diskursiven Formation emergiert, ihre Struktur verändert und dabei in bestimmten Weisen artikuliert wird.

⁷ Mögliche Perspektiven, die sich aus einer solchen diskursanalytischen Herangehensweise ergeben können, seien hier stichwortartig genannt: Genealogie, Kräfteverhältnisse, Fluchtlinien, Diskurs- und Subjektposition.

Radio – Emergenz eines Diskursgegenstands

Zur Illustration dieser methodologischen Überlegungen möchte ich am Beispiel der Emergenz des Radios als Diskursgegenstand in den 20er Jahren einige solcher Ordnungsprobleme einer diskursanalytischen Untersuchung skizzieren und dann fragen, worin das »mehr« einer solchen Herangehensweise liegen könnte. Bereits die Frage nach dem möglichen Beginn des Untersuchungszeitraums stellt ein solches Problem dar, und es ist sicher unbefriedigend, den Zeitpunkt der ersten öffentlichen und lizenzierten Radiosendung im Oktober 1923 als Ausgangspunkt zu wählen, denn schließlich erscheint der Beginn der Sendetätigkeit einer sich an »die Öffentlichkeit« wendenden Rundfunkanstalt eher als ein Ergebnis diskursiver Auseinandersetzungen und Verschiebungen in Bezug auf einen *Diskursgegenstand* Radio als dessen erstmalige »Erscheinung«. Damit beginnt aber auch der Gegenstand Radio selbst uneindeutig zu werden: Muss die Existenz eines institutionalisierten Mediums vorausgesetzt werden, damit der Diskursgegenstand Radio eine »eindeutige« Referenz hat? Oder ist nicht die – wie die gängigen rundfunkgeschichtlichen Arbeiten sagen – »Vorgeschichte« des Mediums bis zu seiner »Einführung« gerade für eine diskursanalytische Untersuchung interessant? Die juristische, politische und ökonomische Form des Radios – die auch mit der ersten Sendung noch keinesfalls fixiert ist –, die die Möglichkeiten des Radioeinsatzes dann in einer spezifischen Weise dispositiv strukturiert, stellt, von den früheren Radiodiskursen aus betrachtet, lediglich eine mögliche Option dar. Zudem reglementiert und vereindeutigt die bestehende Institution Rundfunk zwar den Diskursgegenstand Radio, insbesondere in Bezug auf die pädagogischen, technischen und lebensweltlichen Diskursivierungen von Praxisproblematiken – diese Reglementierung determiniert aber keinesfalls die möglichen Positionen im diskursiven Feld. In der ersten Phase der Institutionalisierung sind es gerade die »von außen« herangezogenen Kritiken am bestehenden Rundfunk und die mit ihnen mitgelieferten Verbesserungsvorschläge von Literaten, Intellektuellen, Künstlern und anderen, die die technischen Möglichkeiten des Radios aus verschiedenen Perspektiven diskutieren und sie zum Teil auch, sei es experimentell oder konventionell, im Programm durchspielen. Auch nach der »Einführung« des Radios geht der Diskursgegenstand Radio also nicht in der Institution Rundfunk auf.

Was ist also der frühestmögliche Zeitpunkt für einen Diskursgegenstand Radio?⁸⁸ Bereits vor dem Ersten Weltkrieg wurden Versuche mit der Technologie der »drahtlosen Telephonie« gemacht, und die »Hauptfunkstelle Königs Wusterhausen« strahlte im Ersten Weltkrieg drahtlose Musiksendungen und Lesungen aus Zeitungen und Büchern aus. Der Nachteil dieser »drahtlosen Telephonie« gegenüber dem Telefon war aus militärischer Sicht die Möglichkeit des einfachen Mithörens durch Unbefugte. Neben der Auslandspropaganda wurde die »drahtlose Telephonie« im Krieg deshalb vor allem dort eingesetzt, wo die Kabelverbindungen unterbrochen waren. In dieser Konstellation werden die technologischen Möglichkeiten diskursiv aus denen des Telefons »abgeleitet«: Ein Sender spricht mit einem Empfänger, mit dem Vorteil, dass keine Kabel verlegt sein müssen, und dem Nachteil, dass mitgehört werden kann. Erst mit den Bezeichnungen »Rundspruch« und »Rundfunk« für den technischen Vorgang wird die Rundwirkung diskursiv kenntlich: Die Möglichkeit, Nachrichten *An Alle* zu adressieren, wird somit als zentrale Eigenschaft des technischen Vorgangs festgehalten und erscheint nicht mehr bloß als ein Mangel. Eher als die »Entdeckung« der Rundwirkung der hertzischen Wellen im Jahr 1888 ist es diese »soziale Erfindung« des Radios, die es als Diskursgegenstand ermöglicht.⁹ Mit dieser Konzeption lassen sich auch die bis in die 20er Jahre hinein wechselnden Begriffe (Broadcasting, Rundspruch, Funk, Rundfunk, Radio) auf einen übergreifenden Diskursgegenstand beziehen: die *gesellschaftliche* Nutzung der Rundwirkung der hertzischen Wellen. Die ersten Nutzungen des Radios in dieser »rundsprechenden« Hinsicht waren wohl die Verbreitung des Friedensangebots der Sowjetunion durch Lenin im Jahr 1917 und die Besetzung der Nachrichtenagentur WTB durch eine Abordnung des Berliner Arbeiter- und Soldatenrats: Sie unterband nicht nur den Funkbetrieb, sondern setzte einen eigenen Aufruf *An Alle* ab, in dem die Nachricht von der Revolution verbreitet wurde.

Die Option der Nutzung des Radios zur *revolutionären Adressierung der Masse* ist dann während der 20er und frühen 30er Jahre Bestandteil der Regelmäßigkeiten der Radiodiskurse: Nachdem die SPD-Regierung dem »Zentralfunkrat« der Arbeiter- und Soldatenräte die Kontrolle über die Funkstationen wieder entzogen und der Reichspost zugeschlagen hatte,

⁸ Ich beziehe mich, was die historischen Daten anbelangt, auf das Standardwerk von Lerg 1980, v.a. S. 23-60.

⁹ Es ist aber auch festzuhalten, dass in einer unspezifischen Weise – d.h. ohne dass eine Technologie verfügbar war – in technisch-utopischen Entwürfen das Fern-Sprechen bereits früher auftaucht. Handelt es sich dabei um Radio-Diskurse? Eher verweisen diese Entwürfe auf utopische Potentiale der Vorstellungen vom Fern-Sprechen, die auch mit der Existenz einer tatsächlich nutzbaren Technologie nicht verschwinden.

waren es die Arbeiter-Radio-Vereine, die dieses Register bedienten. Auch die¹⁰ späteren Überlegungen Bertolt Brechts zum Radio wären hier zu nennen. Eine weitere Regelhaftigkeit der Radiodiskurse der frühen 20er Jahre ist die mit der »Staatssicherheit« argumentierende Ordnungspolitik, die sich besonders aus den Berichten über das nicht regulierte Funken in den USA speist, deren »radiophonischen Urwald«¹¹ es zu verhindern gelte. Die Furcht vor diesem *Chaos im Äther*, verursacht durch geringe staatliche Regulierung, verhält sich wiederum komplementär zur diskursiven Position der Arbeiter-Radio-Vereine sowie derjenigen der Funkamateure, für die das Funken – d.h. das Empfangen *und* Senden – die *Freiheit im Äther* eröffnete. Die Funkamateure rekrutierten sich zunächst hauptsächlich aus ehemaligen Soldaten der Nachrichtentruppe des Ersten Weltkrieges, die die Kenntnisse und das Material erworben hatten, um ihre Geräte zu bauen und instand zu halten; zum Teil gehen sie später in den Arbeiter-Radio-Vereinen auf Die Funkindustrie, die am Absatz ihrer Produkte auch nach dem Krieg interessiert war, betonte den *technischen Fortschritt* der Radiotechnologie und verwies darauf, dass andere Länder bei der Einführung des Rundfunks bereits einen Vorsprung hätten.

Eine Verschiebung dieses diskursiven Feldes tritt zu Beginn der 20er Jahre ein, als das Register, auf dem das *Chaos im Äther* artikuliert wird, sich soweit modifiziert, dass es zur Position des *technischen Fortschritts* nicht mehr notwendigerweise in Widerspruch steht. Die Möglichkeit zu dieser Verschiebung ergibt sich aus der Konjunktur einer intermediären Diskursivierungsweise des Radios als *Kulturfaktor*. Das Radio wird hier nicht als bedrohliche Technik gegen die Kultur in Stellung gebracht, sondern es wird als Distributionsmittel von Kultur artikuliert und kann so zur Bildung auch der unteren Schichten eingesetzt werden. Zugleich wird die Beliebigkeit ›amerikanischer Verhältnisse‹ dadurch verhindert, dass eine regulierende (Kultur-)Bürokratie die Distribution der Kultur im Radio organisiert und dass der Gefahr der Politisierung des Radios (durch Zensur) somit begegnet werden kann. Das Radio als Kulturfaktor ist schließlich die Option der Radionutzung, die gewissermaßen als ›Kompromissformel‹ die Positionen des *technischen Fortschritts* und des *Chaos im Äther* vereinbar macht und die *Freiheit im Äther* in regulierter Weise – auf das lizenzierte Empfangen beschränkt – für ein Massenpublikum freigibt, wenn auch keinesfalls als *revolutionäre Adressierung* der Masse.

Soweit eine kurze Skizze des Feldes, welches eine diskursanalytische Untersuchung der Emergenz des Radios als Diskursgegenstand auffinden könnte. Was könnte nun ein solches diskursanalytisches Vorgehen bezüglich der Radiodis-

¹⁰ Vgl. Brecht 1992.

¹¹ So Evenius 1923. Zit. n. Lerg 1965, S. 161.

kurse der 20er Jahre sichtbar machen, was in den bestehenden historischen, medien- und sozialwissenschaftlichen Arbeiten nicht erscheint? Der diskursanalytische Beitrag in diesem Untersuchungsfeld könnte dann liegen, bereits vorliegende detaillierte Einzelstudien – wie z.B. die von Carsten Lenk zu den lebensweltlichen Praktiken der Radionutzung nach seiner ›Einführung‹ – dahingehend zu erweitern, dass über die die Forschungsrichtung vorgebenden disziplinären Grenzen hinweg die Kategorie »Medium« am Beispiel Radio zunächst in einer produktiven Weise ›entselbstverständlicht‹ wird. So kämen nicht nur die Diskurse ins Blickfeld, mittels derer auf die Entwicklung von der ›Einführung‹ des Radios bis zu seiner ›Habitualisierung‹ rückgeschlossen wird, sondern könnte auch die Stelle des Diskursgegenstands Radio in einer übergreifenden diskursiven Formation untersucht werden. Die lebensweltlichen Praktiken der Radionutzung könnten dann auch in Verbindung mit den Konzeptionen zum Einsatz des Radios als Sozialtechnologie untersucht werden, wie sie sich sowohl vom Register der *revolutionären Adressierung der Masse* als auch von dem des *Chaos im Äther* ausgehend zu Beginn der 30er Jahre formieren.¹² Das hieße, dass nicht nur die ›Durchsetzung‹ des Radios als Medium untersucht, sondern die Emergenz des Diskursgegenstands Radio auch auf Entwürfe bezogen würde, die Projekte seines gesellschaftlichen Einsatzes entwickeln: Radio als revolutionäres Kommunikationsmittel (Brecht), Radio als technisches Mittel zur Herstellung von Gemeinschaft durch das Hörspiel (Kolb), Radio als Element sozialer Steuerung (die Forschungsgruppe Radio Research¹³ und ihre Vorläuferstudien in Österreich und Deutschland). Das würde bedeuten, dass das Konzept der diskursiven Formation nicht kongruent zu den fachwissenschaftlichen Kategorien Institution, Kommunikationsmittel oder Medium angelegt würde.¹⁴ Regelmäßigkeiten quer zu diesen Kategorien könnten in

¹² Zwei komplementäre Entwürfe hierfür sind zum einen der Bertolt Brechts, zum anderen der des nationalsozialistischen Hörspieltheoretikers und Rundfunkintendanten Richard Kolb. Vgl. dazu Schrage 1997.

¹³ Vgl. z.B. Lazarsfeld / Stanton 1979.

¹⁴ Im Zentrum der Studie Lenks zur »Erscheinung des Rundfunks« steht der »Integrationsprozeß des Rundfunks, seine Habitualisierung in Umgang und Nutzung (...) aus der Sicht der Hörerinnen und Hörer« (Lenk 1997. S. 20). Dieser Prozess wird mit Hilfe des Dispositiv-Modells von Knut Hickethier dargestellt. Konsequenterweise arbeitet Lenk mit einem eng gefassten Konzept von ›Diskurs über ...‹, mit dessen Hilfe auf die alltäglichen Praktiken der Radionutzung gezielt wird, deren Wandel ausführlich und einleuchtend an zeitgenössischen Quellen dargestellt wird. Die begriffliche Anleihe des Konzepts Diskurs fungiert dabei allerdings als Operator eines triadischen Medienmodells Apparat-Programm-Subjekt, welches unter dem Namen Dispositiv

den Blick genommen werden, wie beispielsweise die verschiedenen Konzeptionen zum Einsatz von Techniken und angewandten Wissenschaften zur Bearbeitung gesellschaftlicher Problemstellungen, die weder in einer ideengeschichtlichen Polung von Kulturkritik versus Technikeuphorie aufgehen noch in einem vorausgesetzten Medienparadigma artikulierbar sind.

Fazit

Mein Versuch, Foucaults Konzeption von Archäologie auf die Anwendbarkeit des Konzepts Diskurs zu befragen, zielte auf die Problematisierung von Operationalisierung selbst. Ich habe bezweifelt, dass die »Archäologie des Wissens« eine Methode im herkömmlichen Sinn ist und dass man sie dazu machen könnte. Das Konzept Diskurs ist als ein Modus von Kritik aufgetaucht, der im konkreten Fall durchaus Spezifisches zum Vorschein bringen kann. Und ich behaupte, dass es Foucault um Reflexion über Ordnungsprobleme geht und nicht um eine allgemein einsetzbare Ordnungsmethode. Am Beispiel der Emergenz des Radios als Diskursgegenstand habe ich versucht, anhand der Frage nach dem Beginn des Untersuchungszeitraums solche Ordnungsprobleme anzureißen und aufzuzeigen, wie sich aus der theoretischen Wahl des Diskursgegenstands Konturen eines diskursiven Feldes ergeben können. Als Vorteil eines nicht auf Operationalisierung angelegten Diskursbegriffs habe ich schließlich für dieses Untersuchungsfeld herausgestellt, dass Vorannahmen, die eine operationalisierte Methode anleiten und lenken, überdacht werden können.

Tatsächlich sind es solche Probleme, die sich – nicht nur bei der Diskursanalyse – sozialwissenschaftlicher Forschung stellen. Ob die Stiftung einer Methode solche Probleme in allgemeiner Weise lösen kann, ist zu bezweifeln – dies scheint mir jedenfalls eine Konsequenz aus Foucaults Kritiken zu sein. Was aber die Entscheidungen bei einer Einzeluntersuchung unterstützen kann, sind Verständigungsgrundlagen (konzeptioneller und

firmiert. Trotz der im Vergleich zu mediendeterministischen Ansätzen offeneren Gestaltung dieses Medienmodells geht es aber immer um eine Geschichte von Mediennutzung und Mentalitäten, bei der die Vermittlung von Handlung und Erwartungshaltung über den Diskursbegriff abgewickelt wird, ohne dass eine Eigendynamik des diskursiven Feldes in den Blick rückt.

terminologischer Art), die sich auf bereits vorliegende Untersuchungen und Reflexionen beziehen. Theoretische und forschungsstrategische Sackgassen und Entscheidungsmöglichkeiten können so überdacht werden oder gar erst ins Blickfeld gelangen. Das Konzept Diskurs, wenn es im Kontext von Diskursanalyse steht, verweist auf eine Vielzahl solcher gangbaren und verstellten Wege. Die Entscheidungen nimmt es nicht ab.

Literatur

- Brecht, Bertolt: Der Rundfunk als Kommunikationsapparat. In: Ders.: Werke. Bd. 21. Frankfurt a.M. 1992, S. 552-557.
- Dreyfus, Hubert L. / Rabinow, Paul: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt a.M. 1987.
- Evenius, G.W.: Rundfunk für alle. In: Berliner Börsen-Courier Nr. 495 vom 21.10.1923 (2. Beilage Morgenausgabe). Zit.n. Lerg, Winfried B.: Die Entstehung des Rundfunks in Deutschland. Frankfurt a.M. 1965, S. 161.
- Foucault, Michel: Archäologie des Wissens. Frankfurt a.M. 1981.
- ders.: Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit. Bd. II. Frankfurt a.M. 1989.
- Kolb, Richard: Das Horoskop des Hörspiels. Berlin 1932.
- Lenk, Carsten: Die Erscheinung des Rundfunks. Einführung und Nutzung eines neuen Mediums 1923-1932. Opladen 1997.
- Lazarsfeld, Paul F. / Stanton, Frank N. (Hg.): Radio Research 1942-43. New York 1979.
- Lerg, Winfried B.: Rundfunkpolitik in der Weimarer Republik (Reihe Rundfunk in Deutschland. Bd. 1). München 1980.
- Schöttler, Peter: Wer hat Angst vor dem ›linguistic turn‹? In: Geschichte und Gesellschaft 23/1997. S. 134-151.
- Schrage, Dominik: Soziale Bänder. Über zwei Vorschläge zum Einsatz des Radios bei der Ordnung von Gesellschaft. In: Ästhetik und Kommunikation Nr. 96/1997, S. 31-37.
- Waldenfels, Bernhard: Verstreute Vernunft. Zur Philosophie von Michel Foucault. In: Phänomenologische Forschungen 18/1986, S. 30-50.